

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 41: Literatur

Artikel: Lieber meine Manuskripte verbrennen...
Autor: Herdi, Fritz / Efeu [Feurer-Mettler, Ernst]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-617761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FRITZ HERDI

LIEBER MEINE MANUSKRIPTE VERBRENNEN ...

«Mit dem gemeinen Kerl Vieweg bin ich nun hoffentlich für immer auseinander. Wenn ich nur erst die bei ihm wahrhaft vergrabenen Sachen wieder los hätte. Denn er ist und taugt gar nichts als Verleger, ist ein unbeholfener Esel und obendrein ein boshafter Kerl.»

Das schrieb der Zürcher Gottfried Keller im Jahr 1856 an Freund Hettner. Dennoch zog sich der Verkehr zwischen dem Dichter und dem Braunschweiger Verlag Vieweg, dem auch Goethe, Humboldt und Raabe Werke anvertrauten, 30 Jahre hin und war eng verknüpft mit der Geschichte der dichterischen Hauptwerke Kellers, mit dem «Grünen Heinrich», den «Leuten von Seldwyla», den Gedichten und den «Galatea-Novellen».

Mit 30 Jahren bemühte sich Gottfried Keller um Vieweg; er war als Stipendiat der Zürcher Regierung nach Heidelberg gekommen, siedelte später nach Berlin über. Im ersten Brief an Vieweg stellte er diesem das Manuskript seines Romans (den er Freiligrath gegenüber als «grünen Heinz» erwähnte) «in etwa 14 Tagen» in Aussicht. Aus den zwei Wochen aber wurden fünfeinhalb Jahre. Er, der Keller, sitze immer noch in Berlin, schrieb er im Oktober 1854 an Hettner, und zwar «schändlicher Weise aus dem einzigen Grunde, weil ich den vierten Band noch nicht fertig habe! Es ist eine skandalöse Geschichte mit diesem verfluchten Alp von Roman! Ich darf nichts anderes schreiben, bis er abgeliefert ist, und doch mag ich ihn zeitweise gar nicht ansehen.»

ZAHN- UND KOPFSCHMERZEN

Anfänglich klappte es recht gut zwischen Vieweg und Keller. Immer wieder schickte der Verleger dem dauernd in Scherereien und Schulden steckenden Keller Vorschuss, um ihn bei guter Laune zu halten und zu Manuskriptlieferungen zu kommen.

Keller machte die drolligsten Versprechungen, versprach Fortsetzungen innert acht, innert vierzehn Tagen, aus denen dann Monate werden konnten. Immer war etwas Kuckucks los. «Meine Arbeiten», schrieb er an Jakob Dubs, «sind wegen unausgesetzter Sorgen und über der täglichen Bemühung, nach Nahrung auszugehen, nicht vorge-rückt.» Vieweg bekam an Ausreden von Keller zu hören: «Ruhanfall bannte mich auf das Bett ... rheumatische Zahn- und Kopfschmerzen ... ein Abschreiber, dem ich einen Teil übergab, liess sich nicht nur nicht mehr sehen, sondern verschwand auch, so dass ich ihn erst vor einigen Tagen in einem Spital wieder auffand ... wiederholtes Unwohlsein ... Wechsel der Jahreszeit, den ich im Herbst schon mehrmals empfand ...» Und so weiter.

Vieweg wurde allmählich saurer und saurer, seine Tonart Gottfried Keller gegenüber härter und härter. Dem Anatomen Henle schrieb er: «Keller lebt oder bummelt in

Berlin und scheint mir seinem Charakter nach wenig der Güte seines Buches zu entsprechen. Er hat mir das Honorar aus der Tasche gelockt, und jetzt ist der vierte Band nicht von ihm zu bekommen.» Im September 1852 teilte er Keller mit: «Sie scheinen meine Geduld bis zum Äussersten erschöpfen zu wollen, doch möchte ich Sie bitten, eines alten Sprichwortes eingedenk zu sein: Der Krug usw. Dass Sie auf meinen Brief vom 22. Juni abermals nicht geantwortet haben, ist eine der vielen Rücksichtslosigkeiten, an die ich bei Ihnen schon gewöhnt bin. Wenn Sie vorschussweise Geld von mir erbaten, blieben Ihre Briefe nicht aus.» Dieser Vorwurf hinderte Gottfried Keller nicht, schon im nächsten Schreiben erneut um Vorschuss zu bitten.

DIESER BRUTALE HUND

Endlich, nach fast sechs Jahren, hatte Keller den Romanschluss niedergeschrieben, «am Palmsonntag buchstäblich unter Tränen geschmiert». Jetzt aber liess der Verleger auf sich warten. Er enthielt Keller «jede Antwort und billige Abrechnung» vor. Keller: «Ich hatte mich so darauf gefreut, nun jeden Monat dieses Frühlings und Sommers einen alten Entwurf abzutun und mich bis zum Herbst in jeder Beziehung herauszumachen, und nun ruiniert mir dieser brutale Hund alle die schönen Tage und alle Hoffnungen. Denn abgesehen von den pekuniären Ausgleichen entzieht er mir durch die perfide Verschleppung oder gar Unterschlagung des vierten Bandes den kleinen äusserlichen Erfolg, den ich gegenwärtig so wohl brauchen könnte.»

Dann kam doch die Abrechnung, brachte aber eine herbe Enttäuschung: Was Keller nach sechs Jahren erhielt, reichte nicht einmal für die Zimmermiete.

Keller war arm, offerierte dem reichen Vieweg auch noch den ersten Teil der «Leute von Seldwyla», die er aber schon einem andern, unbekannten Verleger für 300 Taler verkauft hatte (obwohl noch keine einzige Zeile geschrieben war). Er machte die Abmachung mit dem «jungen Schnaufer, der für die Zukunft keine Sicherheit bietet», rückgängig, kam freilich traurig ins «Schleudern» und konnte kaum die 300 Taler zurückzahlen. Weil ihn Vieweg zudem noch mit dem neuen Honorarvertrag erwischte, latinisierte er den Verlegernamen: «Bestiavia = Vieh-Weg = Vieweg».

Darüber hinaus hatte Keller oft den Eindruck, Vieweg, der «Drücker, Presser und Lügner», verschleppe, passend zu den «übri-gen Brutalitäten», auch noch das Publizie-

ren der Bücher: «Ehe er das Manuskript hat, wird man geängstigt und tribuliert; sobald aber der Schluss abgeliefert ist, steht alles still, und er lässt die Sache gemächlich liegen. Dies ist eine so nackte und unverschämte Fabrikbehandlung, dass es kaum zu ertragen ist.» Doch solle Vieweg sich vorsehen, denn «wenn er es zu arg macht, so soll ihm in mir ein so stachliches und verhängnisvolles Unkraut erwachsen, wie es seit langem nicht geschehen, und ich will seiner Firma einen feurigen Strohwasch an den Schwanz hängen, der weithin leuchtet».

Das alte Spielchen wurde noch einmal gespielt, als Keller, finanziell einmal mehr in der Klemme, wieder mit Vieweg verhandelte, diesmal wegen des zweiten Bands der «Seldwyla»-Erzählungen, die er am gleichen Ort wie den ersten unterbringen wollte. 1869 starb Eduard Vieweg, aber sein Sohn war gleich ihm der Meinung, ein Verleger müsse Kaufmann sein, wenn er bestehen und der Literatur nützen wolle. Als der erste «Seldwyla»-Band (1000 Exemplare) ausverkauft war, wollte der Verlag keine neue Auflage machen. Gottfried Keller löste sich von Vieweg und ging mit beiden «Seldwyla»-Bänden zu einem Stuttgarter Verleger. Keller: «Für die neuen Seldwyler bekomme ich 4000 Fränklein, die ich im Geiste schon herumtrage wie der Hund den gestohlenen Knochen.»

DER GRÜNE HEINZ

Noch war Keller jedoch mit seinem «Grünen Heinrich» an Vieweg gebunden, und als dieses Hauptwerk endlich vergriffen war, wollte er es aus dem Vieweg-Verlag loseisen. Aber er war mittlerweile eine bekannte Persönlichkeit geworden; mehrere Verleger bemühten sich um eine Neuauflage, und Vieweg wollte den vom Autor oft «grünen Heinz» genannten «Grünen Heinrich» nicht aus den Händen geben. Keller blieb hart. Mit 60 wandte er sich endgültig vom Verleger ab, um den er sich mit 30 bemüht hatte. Dazu schrieb er 1878 an Ferdinand Freiligrath: «Ehe ich mit dieser Firma noch weitere Geschäfte machte, wollte ich lieber meine Manuskripte verbrennen.»

Für 625 Mark kaufte er einen Auflagerest von 100 unvollständigen, wertlos gewordenen Exemplaren zurück, die er im Ofen verfeuerte. Jetzt verfügte er frei über seinen «Grünen Heinrich», der erst jetzt seinen Siegeszug antrat und 1880 mit den «Seldwyla»-Geschichten, den «Zürcher Novellen» und «Legenden» im Göschenschen Verlag vereinigt wurde.

Noch 1860 steckte übrigens Gottfried Keller in Schulden, und weil er für seinen «Kleinen Romanzero» vorerst keinen Verleger fand, schrieb er an Freiligrath: «Wäre es erlaubt, die Gläubiger zu prügeln, anstatt sie zu bezahlen, so würde ich das verfluchte Gedicht mit tausend Freuden verbrennen.» Aber ein Jahr später wurde er zum Staats-schreiber des Kantons Zürich – nach seinen eigenen Worten als eine Art «Mädchen für alles» – gewählt: Die Existenz war endlich gesichert.

